



Anja Liedtke

## Reise durch amerikanische Betten

projektverlag 2013 • 150 Seiten • 15,80 • ab 16 • 978-3-89733-286-7



Es gibt zwei Arten der Buchcover-Buchinhaltsschere: die gute, bei der ein fürchterliches Cover durch einen wundervollen Text überstrahlt wird, und die schlechte, bei der es logischerweise umgekehrt ist. Anja Liedtkes **Reise durch amerikanische Betten** ist von zweiter Art – und das wird einem schrecklicherweise schon auf der ersten Seite klar, wenn man Sätze liest wie: „Etwas eingengt durch die spanische Wand, die sie von Robert Redford und seiner Hamburger Freundin trennte, aß sie ihren Salat Niçoise mit medium gebratenen Thunfisch-Scheiben.“ Nein, es handelt sich hier nicht um einen paparazzischen Tatsachenbericht, sondern angeblich um den Roman über die Suche einer jungen deutschen Frau nach Liebe in Amerika. Doch leider wird es nicht besser als auf der ersten Seite.

Das Hervorstechendste an dieser Geschichte über Lea, die sich in Hollywood herumtreibt, immer auf der Suche nach der Nähe zu Stars, sich dabei aber als kritische und politische Frau versteht, die Menschen durchschaut und selbstbewusst durchs Leben geht, ist: Unglaublichkeit. Unglaublichkeit sowohl im Hinblick auf den Inhalt als auch in Bezug auf den Stil und die Schreibe der Autorin.

Nehmen wir beispielsweise die ach so kritische Denkart Leas, die zwar alles tut, um an High-Society-Partys teilzunehmen, aber ja alles in seiner Sinnlosigkeit durchschaut und allen Menschen ansieht, was sie wirklich sind. Dieselbe nimmt (und das Buch zeigt dies völlig ernsthaft und unironisch) jeden hergelaufenen Mann ernst, schon nach den Begrüßungsworten, und hat dabei jeden Bezug zur Realität verloren. Im gesamten Text herrscht ein ungünstiger Kontrast zwischen der behaupteten Reflexionsfähigkeit der Hauptfigur und ihrer unfassbaren Naivität. Leider wirkt dies im Buch nicht wie ein literarischer Trick, der für den Leser Abstand zur Hauptfigur schaffen soll, sondern Lea wird in allem, was sie tut und äußert, völlig ernstgenommen. Als ob sie die allwissende Autorin sei.

Ein weiterer eigentümlicher Zug, der deshalb eigentümlich wirkt, weil er nicht bewusst als Kontrast gesetzt zu sein scheint, ist der von Lea einerseits zelebrierte Unabhängigkeitsdrang, der konterkariert wird dadurch, wie sehr sie sich von den beschriebenen Männern ausbeuten lässt. Besonders durch „Damien“, der in dem Buch so etwas wie eine große Liebe Leas zu sein scheint.



Doch neben der irritierenden Brüche im Charakter der Hauptfigur, die eben gerade nicht interessant sind, sondern auf eine Art geschrieben, die sie für den Leser nicht nachvollziehbar machen – der Autorin gelingt nicht, Lea als kohärente Person darzustellen – gibt es noch weitere Faktoren, die das Buch kaum lesbar machen. Zum Beispiel ist der gesamte Rahmen der Geschichte zu keiner Stelle wirklich nachvollziehbar: Was macht Lea dort? Seit wann ist sie da? Wovon lebt sie? Was hat sie in Deutschland gearbeitet? Das sind alles kleine praktische Fragen, die für den Leser jedoch ungemein wichtig sind, auch um die Figur nachvollziehen zu können. Und dies wäre insbesondere für einen Roman wichtig, der sich so dicht an der Wirklichkeit präsentiert, indem er die ganze Zeit auch von realen prominenten Personen handelt.

Auch pendelt die Geschichte auf eine anstrengende Art zwischen den Genres: zunächst als Geschichte der Identitätssuche soll wohl Leas Dahinleben und Ausprobieren geschildert werden, dann wieder als Gesellschaftsroman bewirbt sich Lea plötzlich für Institutionen und hat Interesse an Umwelt und Politik. Manchmal geht es um Liebesgeschichten, dann wieder folgen seitenweise gesellschaftskritische Überlegungen Leas oder es werden einfach so Informationen an die Hand gegeben, als ob der Text auch noch ein Sachbuch über Kalifornien sein will (z.B. wikipediartige Ausführungen über Surfer auf Seite 65).

Und zu guter oder besser schlechter Letzt wimmelt der Text von Schreibfehlern aller Art, insbesondere fällt auf, dass viele Eigennamen von Städten oder Landschaften und anderen Dingen nicht einheitlich geschrieben werden. Und das ist am Ende der größte Ärger an diesem anscheinend unlektoriert in die Welt gesandten Buch, dessen Idee an sich fein ist – und vielleicht etwas Gutes hätte ergeben können.